

Mutter Teresas Charisma

Josef Neuner, Pune (Indien)

Mutter Teresas Persönlichkeit und ihr Einsatz für die Armen, die Ausgestoßenen in den Slums, hat ein weltweites Echo in allen Kreisen der Gesellschaft gefunden, nicht nur unter Christen, sondern gerade auch bei Hindus und Muslimen. Daher das ungeduldige Verlangen aus aller Welt nach ihrer Selig- bzw. Heiligsprechung. Sie soll auch von der Kirche als inspirierendes Vorbild allumfassenden Liebesdienstes anerkannt werden.

Bei dem überragenden Eindruck ihrer Persönlichkeit werden sich viele kaum bewusst, wie wenig sie über ihr persönliches Leben wissen, von ihrer Innenwelt, die jedem Menschen, heilig ist. Wir haben kein Bedenken, über diese innere Sphäre von Menschen, die vor langer Zeit gelebt haben, zu reden, etwa von ihrem Suchen und Kämpfen, von ihren mystischen Erfahrungen. Aber wir scheuen uns, in die innere Sphäre von Menschen einzutreten, die uns nahe sind, die wir gekannt haben. In einer Seligsprechung aber will die Kirche nicht nur ein großes Werk vorstellen, sondern eine Persönlichkeit, wie sie aus der Tiefe ihres Glaubens und unter Gottes Führung ihr wahres Leben gefunden und für die Kirche, für die Welt fruchtbar gemacht hat.

Daher dieser bescheidene und ehrfürchtige Versuch, die innere Welt Mutter Teresas in großen Zügen zu zeigen. Das ist überhaupt erst durch den Zugang zu den unzähligen Dokumenten, Briefen usw. möglich geworden, die für die Vorbereitung der Seligsprechung gesammelt wurden.*

Der 10. September 1946

Durch jugoslawische Jesuiten, die in West-Bengalen wirkten, hatte Mutter Teresa in ihrer Jugend von der erzieherischen und sozialen Arbeit der Kirche in Indien gehört und spürte das Verlangen, ihr Leben der Verkündigung der Botschaft Jesu in Indien zu widmen. Man riet ihr, bei den Loreto Schwestern in Dublin einzutreten, denn sie hatten Schulen in West Bengal. Schon als Novizin wurde sie 1929 nach Indien geschickt. Im Noviziat in Darjeeling legte sie ihre ersten Gelübde ab, bereitete sich dann auf die Schultätigkeit vor und arbeitete an der großen Schule ihres Ordens in Entally (Calcutta).

* Diese Dokumente mit dem Copyright gehören meist den Schwestern der Missionaries of Charity; teilweise dem Erzbischof von Calcutta und dem St.Xavier's College Calcutta.

Sie war überaus glücklich in ihrer Gemeinschaft und in ihrer Arbeit. In der kleinen Eisenbahn, die sich von der Bengalischen Ebene in die steilen Berge von Darjeeling hinaufwindet, kam über sie die überwältigende Erfahrung, die ihrem Leben eine neue, gänzlich unerwartete Richtung gab. Sie war tief erschüttert, sie fürchtete, es könne eine dämonische Versuchung sein. Ihr geistlicher Führer aber bestärkte sie und schickte sie zu Erzbischof Perrier. Nach langem Zögern – eine sehr schmerzvolle Zeit des Wartens – unterstützte er ihr Gesuch um Exklaustrierung und später Entlassung aus ihrer Kongregation, so dass sie ihre Sendung mit einer neuen Gemeinschaft beginnen konnte.

Immer wird in ihrer Gemeinschaft der 10. Sept. als Gründungstag gefeiert: die erschütternde Erfahrung des Durstes Jesu am Kreuz. Erst am Ende ihres Lebens sprach sie ausdrücklicher über dieses Erlebnis. In einem sehr bedeutsamen Brief an alle Mitglieder der Gemeinschaft – am Fest der Verkündigung 25. März 1993 – schreibt sie: „Für mich ist Jesu Durst etwas so Intimes, dass ich mich scheute, zu euch über den 10. Sept. zu sprechen ... Es ist mir völlig klar, alles, was es in MC (Missionaries of Charity) gibt, ist nur da, um Jesu Durst zu stillen. Seine Worte, die sich an jeder Wand einer MC Kapelle finden, gelten nicht nur für die Vergangenheit, sondern sind hier und jetzt lebendig, zu euch gesprochen ... ‚ich dürste‘ ist viel mehr als wenn Jesus sagte ‚ich liebe dich‘. Wenn ihr nicht tief im Herzen wisst, dass Jesus nach euch dürstet, könnt ihr nicht verstehen, was Er für euch sein will und ihr für Ihn ... Er verlangt nach euch, er vermisst euch, wenn ihr ihm nicht nahe seid ... Er liebt euch, auch wenn ihr euch unwürdig fühlt... Ihr seid ihm kostbar.“

Diese Nähe zu Jesus ist im gottgeweihten Leben der Gelübde verwirklicht; sie muss aber auch im Dienst der Armen fruchtbar werden: „Immer müsst ihr die zwei Worte verbinden ‚ich dürste‘ und ‚ihr habt es für mich getan‘. Die Armen sind Gottes kostbarstes Geschenk für unsere Gemeinschaft: Jesu verhüllte Gegenwart so nahe, wir können sie berühren. Ohne die Liebe zu den Armen stirbt das Ziel (die Liebe).“ Die Zukunft ihrer Gemeinschaft hängt von der Erfahrung des Durstes Jesu ab: „Nur Jesu Durst, ihn hören, ihn spüren, ihm mit ganzem Herzen antworten, hält unsere Gesellschaft am Leben, auch wenn die Mutter euch verläßt. Immer werdet ihr Jesus, dürstend in den Armen, bei euch haben“ (Schw = Briefe an die Schwestern, 25.3.83,93).

Durch die intime Nähe zu Jesus in seinem Durst nimmt ihre Gemeinschaft an Jesu Erlöserleiden teil. Durch sein Eins-Werden mit unserer verlorenen Menschheit ist Jesus doch unser Erlöser geworden: Er gehört zu unserer gebrochenen Welt, kämpft mit uns gegen Übel und Spaltung, wird in diesem Kampf besiegt, verurteilt, verlacht, er stirbt. Aber er lebt beim Vater und bei uns. Seine Gemeinschaft mit der verlorenen Welt geht weiter durch seine Jünger, durch die Kirche. So erklärt sie ihren Schwestern die Notwendigkeit, mit den Armen zu leiden: „Ohne Leiden wäre unsere Arbeit bloß Sozialdienst: gut

und hilfreich, aber sie wäre nicht Jesu Werk, nicht Teilnahme an der Erlösung. Jesus wollte uns durch Teilnahme an unserem Leben helfen: an unserer Einsamkeit, unserer Todesnot, durch Sterben. All das hat er auf sich genommen und durch die dunkle Nacht getragen. Nur durch sein Einssein mit uns hat er uns erlöst. Wir dürfen das Gleiche tun: Alle Hilflosigkeit der Armen, nicht nur ihre materielle Not, auch ihre geistige Verlassenheit muss erlöst werden. Wir müssen sie mit ihnen teilen ... Lasst uns teilhaben am Leiden der Armen. Nur wenn wir mit ihnen eins sind, können wir sie retten, d.h. Gott in ihr Leben bringen und sie zu Gott“ (Schw. 1. Freitag Juli 61).

Die Härte des Arm-Seins musste sie selbst vom Anfang ihres neuen Lebens an persönlich erfahren. Wir haben ein Tagebuch von ihr nur von wenigen Monaten, vom Anfang ihres neuen Lebens. Meist enthält es nur kurze Berichte über das tägliche Geschehen. Aber einmal schreibt sie ganz persönlich: „Heute lernte ich eine gute Lektion: Die Armut der Armen muss oft sehr hart für sie sein. Als ich herumging, um nach einem guten Platz zu schauen, da ging und ging ich weiter, bis mich meine Beine und meine Arme schmerzten. Ich dachte, wie auch sie an Leib und Seele leiden müssen, um ein Heim zu haben, Nahrung, Hilfe. Dann wurde die Versuchung stark: Die Häuser der Loreto-Schwestern sah ich vor mir, all die schönen Dinge, ein gutes Leben, und die Leute, die man täglich trifft – all das. ‚Du brauchst nur ein Wort zu sagen, all das gehört dir wieder.‘ So sprach der Versucher immer wieder. Mein Gott, in freier Wahl und aus Liebe zu dir will ich bleiben und tun, was immer dein heiliger Wille ist für mich. Ich ließ nicht eine einzige Träne kommen. Auch wenn ich noch mehr leiden muss als jetzt, ich will deinen heiligen Willen tun. Das ist die dunkle Macht, die Geburt unserer Gemeinschaft. Mein Gott, gib mir die Kraft jetzt, in dieser Stunde, beharrlich deinem Ruf zu folgen“ (Tagebuch, 16.2. 1945).

Nie hat Mutter Teresa ihr Charisma als eine besondere Spiritualität betrachtet. Es besteht einfach in der Teilnahme an Jesu Erlöserleiden für die gebrochene Welt. Jesus muss durch seine Jünger auch der heutigen Welt spürbar nahe sein. Man muss wohl diese persönlichen Erfahrungen Mutter Teresas vor Augen haben, wenn man die nüchternen Texte der Konstitutionen liest: „Ziel unserer Gemeinschaft ist, Jesu unendlichen Durst am Kreuz nach der Liebe der Seelen zu löschen durch die Gelübde der evangelischen Räte und durch den hochherzigen und freien Dienst an den Ärmsten der Armen entsprechend den Konstitutionen“ (Konst 3).

Wie Mutter Teresa ihr Charisma lebte

Die innere Welt Mutter Teresas war vor ihrer Umgebung völlig verborgen. Auch ihre Schwestern hatten keinen Zutritt. In tief persönlicher Weise hat sie

am „Durst Jesu“ teilgenommen. Mit dem Eintritt in ihr neues Leben im Dienst der Ärmsten wurde ihr Leben von tiefer Dunkelheit umfangen. Wir haben Zugang zu dieser Intimsphäre fast nur durch die streng vertraulichen Briefe an ihre geistlichen Begleiter. In diesen Dokumenten kehren vier Erfahrungen immer wieder: die dauernde Dunkelheit, das Gefühl, ausgeschlossen zu sein, verlassen, ohne Gottes Liebe – die ungestillte, schmerzende Sehnsucht nach Gott – die Bereitschaft, die Qual dieses Durstes lebenslang zu tragen – und die unerschütterte Gewissheit, dass ihr Werk, die Gemeinschaft ihrer Schwestern Gottes Gabe sind.

Wohl hatte sie Erfahrungen innerer Dunkelheit schon in früheren Jahren – sie gehören in jedes geistliche Leben. Aber am Beginn ihres neuen Lebens erfuhr sie die Nacht dieser Dunkelheit als tiefe Erschütterung. In dem oben erwähnten Tagebuch aus den ersten Monaten ihres neuen Lebens finden wir ohne jeden äußeren Zusammenhang den Eintrag: „Heute, o Herr, welche Qual der Einsamkeit. Ich weiß nicht, wie lange mein Herz dies aushalten wird ... Tränen rollten und rollten. Alle spürten meine Schwäche. Mein Gott, gib mir Mut, meinem Selbst, meinen Gefühlen zu widerstehen. Lass mich nicht mein Opfer zurücknehmen, das ich in freier Wahl und Überzeugung gemacht habe. Unbeflecktes Herz meiner Mutter, erbarme dich deines Kindes. Aus Liebe zu dir will ich als Botin der Liebe („Missionary of Charity“) leben und sterben“ (Tagebuch, 28. 2. 1949).

Ihr geistlicher Führer in diesen Jahren war P. van Exem SJ. Sie verlangte von ihm, dass alle ihre Briefe zerstört werden sollten. So haben wir keinen Brief an ihn aus dieser Zeit. Er selbst aber hatte sie angewiesen, sich an Erzbischof Perrier zu wenden, der ja in diesen Jahren, bevor ihre eigene Gemeinschaft in Rom bestätigt wurde und sie in ihrer eigenen Gemeinschaft Gelübde ablegen konnte, rechtlicher Oberer der Schwestern war. Nur zögernd spricht sie zu ihm von ihrer Dunkelheit: „Es ist so schreckliche Dunkelheit in mir, als ob alles tot wäre. So war es mehr oder weniger seit der Zeit, als ich das Werk begann. Bitten Sie den Herrn, dass er mir Mut gebe“ (AP = Briefe an Archbishop Perrier, 18.3.1953). Später noch bestimmter: „Ich möchte Ihnen etwas sagen, weiß aber nicht, wie ich es ausdrücken kann. Ich verlange, mit quälendem Verlangen, ganz für Gott zu sein – heilig zu sein, so dass Jesus in mir sein Leben in Fülle leben kann. Je mehr ich ihn will, um so weniger bin ich gewollt. Ich möchte ihn lieben, wie er nicht geliebt wurde, und doch ist da diese Trennung, diese schreckliche Leere, dieses Gefühl der Ferne Gottes“ (AP, 8.2. 1956). Und wieder: „Ich verstehe etwas von der Qual der Hölle, ohne Gott. Ich habe keine Worte auszudrücken, was ich sagen will“ (AP, 12.9. 1957).

Einmal gab es eine kurze Erleichterung. Als Erzbischof Perrier das Requiem für Pius XII. zelebrierte, bat sie um ein Zeichen, dass Gott ihr Werk wolle. „Sogleich verschwand die lange Dunkelheit, der Schmerz, die Leere und Einsam-

keit, das seltsame Leiden von 10 Jahren. Heute ist meine Seele voll Liebe, voll unsäglicher Freude, in ungebrochener Gemeinschaft der Liebe“ (AP, 7.11. 1958). Bald aber muss sie schreiben: „Unser Herr hielt es für besser, dass ich im Tunnel bin. Er ist wieder weg, lässt mich allein. Ich danke ihm für den Monat der Liebe, den er mir gab“ (AP, 16.11. 1958).

Neue Hilfe erfuhr sie von T. Picachy SJ, damals Rektor des St. Xavier's College, Calcutta, später Erzbischof und Kardinal. Sie hatte Erzbischof Perrier gebeten, ihn zum Beichtvater ihrer Schwestern zu ernennen (AP 4.10. 1956). Sie schenkte ihm ihr ganzes Vertrauen: „Wenn Sie nur wüssten, was ich durchmache. Er zerstört alles in mir, aber ich habe keinen Anspruch auf mich selbst. Er ist frei, alles zu tun. Beten Sie für mich, dass ich weiter lächelnd zu ihm kommen kann [that I keep smiling at him]“ (Pi = Briefe an T. Picachy 26. 1. 1957).

Ihm verdanken wir auch zwei Dokumente, in denen sie – nach seinem Wunsch zusammenhängend über ihre innere Erfahrung berichtet, beide ohne Datum; sie dürften um 1959 oder 1960 entstanden sein. Das erste hat den Titel „In der Dunkelheit“. Sie schreibt in Gebetsform: „Herr, mein Gott, wer bin ich, dass du mich verlassen hast? Das Kind deiner Liebe und jetzt bin ich gehasst, du hast mich weggeworfen, unerwünscht, ungeliebt. Ich rufe, ich klammere mich fest, ich sehne mich – und da ist niemand, der antwortet, an niemanden kann ich mich halten, niemand, allein. Die Dunkelheit ist so dunkel, und ich bin allein ... Wo ist mein Glaube; auch tief in meinem Herzen da ist nichts als Leere, Dunkelheit.“ Das andere Dokument, auch in Gebetsform, spricht mehr von der Sehnsucht: „Da ist so viel Schmerz des Verlangens, der Schmerz, ungewollt zu sein. Ich will Gott mit aller Kraft meiner Seele, aber da ist die furchtbare Trennung. Ich bete nicht mehr, meine Seele ist nicht bei dir. Aber wenn ich allein auf den Straßen gehe, rede ich stundenlang von meinem Verlangen nach Dir. Wie tief innerlich sind diese Worte – und doch so leer, denn sie lassen mich fern von Dir.“

Die Erfahrung der dunklen Nacht findet sich im Leben vieler Mystiker: Sie ist die Begegnung mit dem Geheimnis Gottes, jenseits aller menschlichen Formen der Erkenntnis und Fühlens, und doch Urgrund allen Lebens und letzte Heimat alles Geschaffenen. Aber es dürfte schwer sein, Beispiele einer so ausgedehnten dunklen Nacht zu finden, die sie ihr ganzes Leben begleitete – wir können sie bis in ihre späteren Lebensjahre verfolgen. Da diese Dunkelheit mit dem Eintritt in ihr neues Leben für die „Ärmsten der Armen“ begann, dürfen wir wohl nach dem Zusammenhang mit ihrem Charisma fragen.

Wir haben gesehen, wie sie in ihrem Tagebuch die bedrückende Erfahrung der Armut beschreibt, nicht nur den materiellen Mangel, sondern die Hilflosigkeit, die Ausgrenzung aus der großen Gesellschaft. Ihren Schwestern hat sie erklärt, dass sie nicht nur Sozialarbeiterinnen sind, sondern an Jesu Erlösungswerk für die Armen teilhaben. Deshalb müssen sie eben auch an ihrem Leben

und Leiden teilhaben – so hat es Jesus getan, der unser Menschsein auf sich genommen hat, den machtlosen Kampf gegen Unrecht, brutale Grausamkeit, Verlassenheit, Tod. So wurde er unser Erlöser.

In eben dieser Verbundenheit mit den Armen ist sie auch mit Jesus vereint, mit seinem Durst. Sie leidet mit ihm. Die dunkle Nacht ihres Herzens ist ihre besondere Teilnahme an Jesu Erlöserleiden. Das war die befreiende Erkenntnis ihres Lebens. In einem undatierten Brief schreibt sie: „Zum ersten Mal in elf Jahren habe ich meine Dunkelheit geliebt, denn ich glaube jetzt, dass sie ein Teil, ein ganz kleiner Anteil an Jesu Dunkelheit und Qual auf Erden ist. Jetzt spüre ich die große Freude, dass Jesus nicht mehr durch die Todesnot gehen kann, aber dass er sie in mir erleidet. Mehr denn je übergebe ich mich ihm, mehr denn je will ich ihm zur Verfügung stehen.“ Vereint mit Jesus in seinem Todesleiden, eins mit den Armen in ihrer Not, das sind die zwei Seiten ihres Charismas.

So können wir vielleicht auch einigermaßen verstehen, dass die quälende Ferne von Gott, das ungestillte Verlangen nach ihm, die besondere Form ihres Einsseins mit Gott ist. Wir können ja nicht nach etwas verlangen, das uns fremd ist. Sehnsucht ist eine schmerzliche, und doch so innige Verbundenheit. Wer weiß mehr vom lebenspendenden Wasser? Ist es der, der täglich relativ gedankenlos den Wasserhahn öffnet, oder der Wanderer in der Wüste mit seinem ihn quälenden Durst?

Die innige Sehnsucht nach Gott macht Mutter Teresa auch immun gegenüber der wachsenden Verehrung, die immer mehr von allen Seiten auf sie zu kommt. Die zahlreichen öffentlichen Ehrungen berühren sie nicht. Als sie den Maggsay-Preis in Manila erhielt, schrieb sie: „Es war ein einziges Opfer. Warum gibt Er mir all das, und nicht sich selbst“ (10. 9. 1962)? Nach dem Empfang des Nobelpreises schreibt sie von den hunderten von Briefen, die kamen: „Der Preis hat vielen geholfen, den Weg zu den Armen zu finden“ (9. 1. 1980). Und später: „Dieses Jahr gab mir viel Gelegenheit, Jesu Durst nach Liebe und Seelen zu stillen. Es war ein Jahr erfüllt von Jesu Passion. Ich weiß nicht, wessen Durst größer ist, der Seine, oder mein Durst nach ihm“ (15. 12. 1980).

Dieses tiefe Leiden ihres Lebens scheint im Gegensatz zur frohen Offenheit zu stehen, mit der sie ihrer Umwelt begegnet. Sie ist sich des Gegensatzes wohl bewusst. Am Schluss der Darlegung der Dunkelheit, die sie für T. Pikachy schrieb, bekennt sie: Immer lächelnd: So sagen die Schwestern und die Leute. Sie meinen, dass mein Glaube und Vertrauen mich ganz erfüllen ... Wenn sie nur wüssten, dass meine Heiterkeit nur die Decke ist, unter der Leere und Elend verborgen sind. Trotzdem, die Leere ist nicht so schmerzlich wie die Sehnsucht nach Gott ... Mein Gott, was tust du mit mir? Ich bin so klein. Wenn du deine Passion meinem Herzen einprägen wolltest – war das die Antwort? ... Wenn mein Leiden deinen Durst stillt – hier bin ich, Herr. Mit Freuden nehme ich all

das an bis zum Ende meines Lebens. Immer will ich vor deinem verborgenen Antlitz lächeln.“

Aktiv – Kontemplativ

Es war Mutter Teresas Lebensaufgabe, ihr Charisma in Formen des Gemeinschaftslebens umzusetzen, die von ihren Schwestern – und später Brüdern und Priestern – gelebt werden sollten. Die beiden Dimensionen ihres Charismas, die Nähe zu Jesus in seinem Durst, und der Dienst an den Armen, müssen beisammen bleiben. Jesu Worte „ich dürste“ und „ihr habe es mir getan“ müssen nie auseinanderfallen.

Wohl hat sie in späteren Jahren einen Zweig kontemplativer Schwestern gegründet (1976) und auch für Brüder (1979). Aber in den Konstitutionen verlangt sie mit Nachdruck, dass „jede Schwester von beiden Zweigen in Gebet und Arbeit für die Erhaltung der Einheit beider Gemeinschaften eintritt: EINE Gesellschaft, eine Konstitution, mit gleichen Gelübden und gleichem Geist, mit EINER Generaloberin“ (n. 11).

Die Polarität des EINEN Charisma soll also von jedem Mitglied ihrer Gemeinschaft gelebt werden. Auch die kontemplativen Schwestern sind verpflichtet, „hinauszugehen zu den Ärmsten der Armen zwei bis drei Stunden jeden Tag und das Wort Gottes zu verkünden durch ihre Gegenwart und Werke der geistlichen Barmherzigkeit“ (Konst 51). So lehnt sie die häufige Einteilung religiöser Gemeinschaften in aktive und kontemplative Orden ab. Sie steht damit auf dem Boden des Konzils: „Die Mitglieder aller (religiösen) Institute, die ja zuerst und einzlig Gott suchen, müssen Kontemplation, durch die sie ihm in Geist und Herz anhangen, mit apostolischer Liebe verbinden, die sie dem Erlösungswerk zugesellt und zur Ausbreitung des Reiches Gottes drängt“ (PC 5). Das ist ihr Charisma: „Wir sind ihm geweiht. Jesus selbst hat uns für sich gewählt. Wie groß ist unsere Freude, daß wir allezeit ihm so nahe sein können in seiner traurigen Verhüllung im Werk der Liebe“ (Schw. 1. Freitag, August 61).

Das tägliche Hinausgehen ist keineswegs eine Art Erleichterung für die kontemplativen Schwestern: „Seid sehr streng in der Einhaltung der zwei Stunden des Hinausgehens, um denen, die nach Gottes Wort hungrig, Jesus zu geben – versäumt es nie, das ist für euch eine Versuchung – es ist unser viertes Gelübde, der Dienst an den Armen“ (Cont = Briefe an kontemplative Schwestern. 28.10. 1982).

Für Mutter Teresa bedeutet also Kontemplation nicht Abgeschiedenheit von der Welt, sondern dauernde Verbindung mit Gott. In der Einleitung zum 2. Teil des Spiritual Directory beschreibt sie Kontemplation: „24 Stunden mit Jesus sein, für Jesus, in Jesus. Alles ist in Jesus getan.“ So versteht sie ihre Sendung

für die Armen, so sollen es ihre Schwestern lernen. So wollte sie es auch von der Öffentlichkeit verstanden wissen, oft hat sie es wiederholt. Als sie den Nobelpreis erhielt, erklärte sie vor der Welt: „Wir sind Kontemplative im Herzen der Welt, denn wir berühren den Leib Jesu 24 Stunden. Wir leben 24 Stunden in seiner Gegenwart“ (Oslo 11.12. 1979).

Aus diesem personalen Verhältnis zu Gott wachsen die Anweisungen für die Schwestern zum Gebet. Wir haben die Dunkelheit gesehen, in der sie selber leben musste. Wie kann sie ihren Schwestern Anweisungen zum Gebet geben? Wir müssen ihre Spiritualität in zwei Dimensionen sehen – man möchte fast von zwei Theologien reden: Das inhaltliche Verständnis ihres Glaubens – ihre begriffliche Theologie – ist sehr traditionell, mutet manchmal fast naiv an. Ihre persönliche Nähe zu Gott aber – ihre personale Theologie – ist von radikaler Einfachheit und Tiefe: sie gehört Gott, nur ihm kann sie gehören. Sie sucht ihre Schwestern zu dieser vollen Hingabe an Gott zu führen, nicht durch Methoden – die für sie selbst völlig leer blieben –, sondern durch die ganze Übereignung des Lebens an Gott.

Diese Ganzhingabe an Gott bedeutet zuerst einen radikalen Entschluss. Auf dem Weg zur Heiligkeit ist „der erste Schritt: ... zu wollen.“ „Mein Fortschritt in Heiligkeit hängt von Gott ab und von mir, von Gottes Gnade und meinem Willen ... In dieses ‚ich will‘ muss ich meine ganze Energie einbringen ... Ich will mich von allem berauben, das nicht Gott ist. Ich will mein Herz entblößen und ausleeren von allen geschaffenen Dingen ... Meinen Willen will ich aufgeben und meine Neigungen ... und mich zu einem willigen Sklaven Gottes machen“ (Schw. 1. Freitag, Oktober 1960).

Heiligkeit besteht, zweitens, im Dienen, Hinausreichen über uns selbst, auf Gott hin, zum Nächsten. Maria ist das große Vorbild: „Ihre Nähe zu Jesus trägt Frucht im Dienst der Liebe am Nächsten ... Ihr einziger Gedanke ist dienen ... Ihr Leben ist so ähnlich dem unsrigen. Wenn nun Jesus und ich eins sind: hat Jesus mir den Eifer, die Liebe gegeben, die Frucht dieses Einsseins? Liebe ich wirklich die Armen als Magd des Herrn, erfüllt von Jesus, immer bereit, Jesus den Armen, denen ich diene, zu geben?“ (Schw. 31. 10. 66)

Die Mitte allen Lebens und Betens aber ist Jesus selbst. Wenn eine Schwester „nicht mit Herz und Seele mit Christus verbunden ist, ist sie nicht fähig, den Beruf der Ganzhingabe, des liebenden Vertrauens und der Freude zu leben.“ Beten heißt „ganz mit Jesus vereint zu sein, so dass er in uns beten kann, mit uns, für uns. Dieses Anklammern an einander, Jesus und ich, ist Gebet“. Es ist nicht auf Gebetszeiten beschränkt, sondern füllt den ganzen Tag: „Lernt eure Arbeit zu beten, wie Jesus es in Nazareth 30 Jahre lang tat ... Lernt von Jesus zu beten und lasst ihn in euch beten und durch euch und lasst es Frucht tragen in lebendigen Taten der Liebe zu einander, wie Jesus jede von euch geliebt hat“ (Schw. 27.7. 1983).

Mutter Teresa hat also keine systematische Spiritualität gelehrt. Sie wollte ihre Schwestern zur innigen Gemeinschaft mit Jesus führen. Ihre Spiritualität des Durstes weiss nichts anderes als die Selbstingabe an Gott im Dienst an den Armen.

Die vier Gelübde

Die vier Gelübde, die von allen Mitgliedern der Gemeinschaft abgelegt werden, enthalten die konkrete Form, in der das gemeinsame Charisma gelebt wird. Jesu Durst soll durch „die Profess der evangelischen Räte und den hochherzigen freien Dienst an den Ärmsten der Armen nach den Konstitutionen“ gestillt werden (Konst 3). Die Gelübde sind „die freie Antwort auf den persönlichen Ruf Jesu.“

Die Mitglieder „binden sich mit vier Gelübden an die Liebe Christi
– mit ungeteilter Liebe in Keuschheit – durch die Freiheit der Armut
– durch die Selbstübergabe in Gehorsam – durch den hochherzigen freien
Dienst an ihm
– unter der bedrückenden Verhüllung der Ärmsten der Armen“ (Konst. 36).

In den ersten Konstitutionen (1954) stand nach traditioneller Reihenfolge Armut an erster Stelle, was ja dem konkreten Bild der Gemeinschaft entspricht. Immer deutlicher aber nimmt Keuschheit den ersten Platz ein; sie steht für die ungeteilte Verbundenheit mit Jesus: „Im Keuschheits-Gelübde binden wir uns an Christus. Die Frucht dieses Einsseins mit Christus ist das Gelübde der Liebe (der Dienst an den Armen) ... Wir müssen alles einsetzen, um uns rein zu halten an Leib und Seele. Es muß Jesus möglich sein, voll über uns zu verfügen. Damit das Gelübde der Liebe wachsen kann, machen wir die Gelübde der Armut und des Gehorsams. Alle diese drei Gelübde aber dienen der Keuschheit“ (Schw. 27. 6. 1965).

Das Armutsgelübde ist also ein Mittel, um, mit Jesus vereint, ganz den Armen zu dienen: „Um ganz für Jesus zu leben, ihn mit ungeteiltem Herzen zu lieben, brauchen wir ein reines Herz, gereinigt durch die Freiheit der Armut. Je weniger wir haben (für uns), um so mehr können wir geben (von uns). Wenn wir Jesus haben, besitzen wir alles. So können wir also mehr geben, weil wir Jesus geben können“ (Schw. 23.1.1982). Das Armutsgelübde bedeutet für sie nicht so sehr den Verzicht auf materielle Güter, als vielmehr Selbstingabe nach Jesu Vorbild, „der arm wurde um unsretwillen, dass wir durch seine Armut reich werden“ (2 Kor 8.9). „Wir müssen arm werden aus Liebe zu Jesus und zu den Armen, denen wir dienen. Denn um die Armen zu verstehen und ih-

nen die frohe Botschaft zu bringen, müssen wir wissen, was Armut ist ... Unsere Armut muss gütig, froh und offenherzig sein, stets bereit, unsere Liebe auszudrücken. Armut ist zuerst Liebe, mehr als Entzagung“ (Schw. 23. 1. 82).

Sie nennt dann einige konkrete Formen des Lebens in Armut: einfache Nahrung – was die armen Leute essen (aber von Anfang an hat sie gelehrt, dass die Schwestern genug essen müssen, um in der Welt der Slums gesund zu bleiben), einfache Häuser, wo sich die armen Leute wohl fühlen können, gemeinsame Schlafräume, zu Fuß gehen, wenn möglich.

Ebenso ist Gehorsam in der vollen Hingabe an Gott notwendig: „Wir müssen völlig Jesus gehören, in ganzer Hingabe, ohne Vorbehalt, denn er allein ist unserer Liebe wert ... So müssen wir ihm zur Verfügung stehen, damit er mit uns tun kann, was immer und wann immer er es wünscht durch unsere Obern, wer immer sie sind“ (Schw. 8.7. 1976). In Mutter Teresas Gehorsamsverständnis ist die Autorität der Obern überbetont: Sie weiß wohl um die Unzulänglichkeit mancher Oberinnen.

Trotzdem: „Sie nimmt für euch Gottes Platz ein ... Er will, dass wir sein Werk tun in seiner Weise ... Versagen oder Erfolg bedeuten ihm nichts, wenn ihr nur sein Werk tut nach seinem Plan und Willen ... Ihr seid unfehlbar, wenn ihr gehorcht“ (Schw. 20.9. 1959). Einmal wendet sie sogar das Gleichnis vom Weinstock auf die Obern an: „In der Gemeinschaft ist die Oberin der Weinstock. Ihr die Reben. Wenn ihr und sie nicht eins seid und zulässt, dass der Vater, der Gärtner, euch durch Leiden und Anfechtung reinigt – wenn einer des anderen Last trägt – kann keines von Euch Frucht bringen“ (Schw. 7.3. 1971).

Gleichzeitig aber betont sie auch, dass die Vorgesetzten in dem Umgang mit den Schwestern Gottes sorgende Liebe sichtbar machen müssen: „Da ihr in Wahrheit für die Schwestern Jesus darstellt, in seinem Namen sprecht und handelt, erwarten die Schwestern in euch dieselbe Gesinnung wie in Jesus, vor allem seine Güte. Ihr sollt die Schwestern lieben, wie Jesus seine Apostel liebte“ (Ob = Briefe an Oberinnen. Juni 1962). Es wundert wohl nicht, dass Mutter Teresa bittere Erfahrungen machen musste. Es kehrt immer wieder in ihren Briefen: „Bitteres Leid wurde dem Heiligen Herzen (Jesu) zugefügt durch die Untreue einiger Schwestern, die es zuließen, dass ihr Herz geteilt wurde. Sie mussten wählen – sie wählten Barabbas statt Jesus!“ (Ob. 20.7. 1983) Dass es Missbräuche im Bereich der Armut gab, musste man wohl erwarten. Die meisten Schwestern stammten aus armen Verhältnissen und hatten nie mit größeren Geldbeträgen zu tun gehabt. Zu viele Reisen, zu viele Auslagen für Post und Telefon – die Klagen kehren immer wieder. Einmal schreibt sie radikal an die Oberinnen: „Wenn ihr es nicht fertig bringt, unserem Charisma der Armut treu zu sein, dann sagt es mir und führt nicht die kleine Herde, die euch anvertraut ist, auf falsche Wege. Wenn ihr glaubt, ihr könnt sie nicht belehren, lasst es mich wissen, und ich werde euch von der Last befreien“ (Ob. Februar

1988). Wohl am meisten hat sie durch Uneinigkeiten unter den Schwestern gelitten, wenn Oberinnen die Schwestern hart behandelten und demütigten, wenn Schwestern das Leben der Vorgesetzten schwer machten, wenn die Gemeinschaft durch liebloses Reden gespalten wurde. In einem Brief aus dem Krankenhaus schreibt sie: „Ihr wisst nicht, was für einen schrecklichen Schmerz solche Worte mir bringen, Jesus und mir. Ich muss fünf verschiedene Medizinen für mein leibliches Herz nehmen. Ich verlange nach der besten Arznei, eure Liebe zu einander“ (Schw. 27.10. 1967).

Man muss solche Texte natürlich auf dem Hintergrund der unzähligen Worte der Freude und Anerkennung des selbstlosen Lebens und des unermüdlichen Arbeits ihrer Schwestern lesen, der tiefen Dankbarkeit, dass Gott ihr die immer wachsende Zahl jungen Menschen gab, die ihr Leben der Sorge für die Armen widmen sollten. Es ist schwer zu fassen, welche inspirierende und formende Kraft von ihr ausging, so dass sie ein weltweites Werk mit ihren Schwestern aufbauen konnte. Immerhin aber geben die häufigen Äußerungen ihrer Enttäuschung Anlass, die Grenzen ihrer Persönlichkeit und ihres Werkes zu sehen. Wir werden noch darauf zurückkommen. Auf solche Grenzen stoßen wir auch in dem wachsenden Kreis der Mitarbeiter.

Die Mitarbeiter – Co-Workers

Die verbindende Liebe, die die Gemeinschaft der Schwestern zusammenhielt, war ein inspirierende Kraft, die in alle Kreise der Gesellschaft hinauswirkte. Die Zusammenarbeit mit Laien war in den Slums notwendig. Bald entwickelte sich aus ihr eine Ausbreitung der Gemeinschaft. In der Einleitung zu den Konstitutionen lesen wir: „Seit den Anfängen der Gesellschaft zogen die ‚Missionaries of Charity‘ Laien in allen Teilen der Welt an, die am Werk der dienenden Liebe Gottes für die Bedürftigen teilhaben wollten. Aus diesen Gruppen entwickelte sich die Internationale Assoziation von Mutter Teresa, deren Konstitutionen am 29. 3. 1969 von S. H. Papst Paul VI. bestätigt wurden.“

Nie hat Mutter Teresa die Co-Worker als Ausweitung der Organisation ihres Ordens verstanden: Sie sind „Träger der Liebe und Barmherzigkeit Gottes in der Familie und für die Ärmsten der Armen“ (CoW = Briefe an Co-Workers. 4. 11. 1980). Sie sollen drei Forderungen erfüllen: „Die Armen zu kennen: Sie müssen wissen, was Armut ist; die Armen lieben, lieben bis es schmerzt; hochherzig und frei dienen“ (CoW 4. 10. 74). Sie sollen diese Gottesliebe mitten in der Welt leben. Noch am Ende ihres Lebens schreibt sie ihnen: „Wo echte Liebe ist, da ist auch Opfer. Ihr alle, und besonders die Leidenden und Kranken, könnt lernen, von Gott zu nehmen, was er gibt, und ihm zu geben, was er nimmt (das Wortspiel kehrt oft wieder), auch wenn es schmerzt ... Leiden in

sich bedeutet nichts, Leiden als Anteil an Jesu Passion ist eine wunderbare Gabe ... Wie Jesu Leiden und Tod zur Osterfreude führten, so werden wir an der Freude und Glorie des erstandenen Christus teilhaben in dem Maß, in dem wir am Leiden teilhaben“ (CoW 1.3. 1995).

Solche Worte sind an Laien aus allen Gesellschaftsschichten gerichtet, unabhängig von ihrem religiösen Bekenntnis. Ihre besten Helfer waren oft Hindus. Sie hat sich sogar eine Zeitlang mit dem Gedanken getragen, einen Hindu-Zweig der Missionaries of Charity zu gründen. Sie spürte eben zutiefst, dass Gottes Liebe, die in Jesus sichtbar geworden ist, allen Menschen gehört und alle verbindet. Wachsend spürte sie, dass ihre Sendung, Gottes Liebe zu verkünden, keine Grenzen kennt. Mit dem Wachstum ihres Ordens und den immer neuen und dringenden Einladungen in Länder, die sonst der Kirche weithin verschlossen waren (Russland, China, islamischer Mittlerer Osten), spürte sie immer mehr eine universale Sendung.

Aber gerade mit der ungeheueren Ausbreitung des Ordens in über hundert Ländern und dem wachsenden organisatorischen Apparat der Co-Workers stößt sie wieder auf Grenzen. Es war unvermeidlich, dass sich die wachsende Organisation der Mitarbeiter nach säkularen Modellen entwickelte. Ist das alles noch der Geist Jesu? Sie kam zu einem festen Entschluss: „Da wir für unsere Bedürfnisse und die der Armen von der göttlichen Vorsehung abhängen, fühle ich, dass organisierte Sammlungen und regelmäßige monatliche Beiträge unserem Geist widersprechen. Deshalb geben wir niemandem und keiner Organisation Erlaubnis, offizielle Sammlungen oder regelmäßige Beiträge für unser Werk zu organisieren ... Ich wünsche, dass unsere Schwestern und die Armen die Freude der gänzlichen Abhängigkeit von Gott erfahren. Das ist nicht möglich, wenn wir mehr haben als wir gebrauchen.“ Alles, was sonst gegeben wird, „soll unmittelbar zu den Schwestern kommen, nicht an irgend eine andere Person oder Organisation“ (CoW. 27. 9. 1981).

Doch nicht viel scheint sich geändert zu haben. Schließlich sieht sie sich gezwungen, die ganze Organisation der Co-Workers aufzulösen: Bei der großen Ausbreitung des Ordens „ist es nicht mehr nötig, dass die Co-Workers als eigene Organisation mit Eigenverwaltung, Ämtern, Verbindungen, Bank-Konten existieren. Lasst uns im Herzen Jesu verbunden sein durch Maria, als geistliche Familie. Mein Geschenk an euch besteht darin, mit uns Gottes Werk zu tun, Träger der Liebe Gottes zu sein im Geist von Gebet und Opfer“ (CoW. 30. 8. 1993).

Unter dem gleichen Datum schreibt sie an die betreffenden Bischöfe, jede organisierte Tätigkeit für ihr Werk zu unterbinden. Das Problem aber begleitete sie bis zum Lebensende. Nachdem sie schon ihr Amt als Generaloberin der Nachfolgerin übergeben hatte, schrieb sie nochmals an die Co-Workers und fragte, ob sie doch ein internationales, oder wenigstens nationales organisatorisches Band für nötig halten (CoW. Ostern 1997).

Charisma und Institution

Es kann auf diesen kurzen Seiten nicht darum gehen, im Einzelnen zu untersuchen, wie Mutter Teresas Charisma in ihrer Institution verwirklicht wurde. Aber es ist wohl deutlich geworden, dass es in dieser Verwirklichung Grenzen gab.

Eine erste Grenze ist die zeitbedingte Gestalt ihrer eigenen religiösen Erziehung, die sehr traditionell war. Sie beruhte auf gefestigten Normen für das geistliche Leben und disziplinierten Lebensformen der Gemeinschaft, gab aber wenig Raum für schöpferische Spontaneität und Selbstverantwortung. Dieser feste Rahmen machte es möglich, dass die Schwestern trotz rascher Verbreitung durch eine gemeinsame Lebensform geeint blieben. Verbunden damit war der starke Akzent auf die Autorität der Oberinnen, die für Leben und Arbeit der Schwestern verantwortlich sind. Das gab der Gemeinschaft Stabilität, wurde aber auch eine Gefahr für junge Oberinnen, wenn sie in ihrer Autorität die größere Freiheit sahen, nicht die Verpflichtung zu größerem Dienst; und für die Schwestern, deren Beruf doch schöpferische Initiative und persönliche Verantwortung verlangte.

Mutter Teresa war vom Bewusstsein ihrer Berufung erfüllt und wünschte, dass ihre Schwestern ganz aus diesem Bewusstsein lebten und arbeiteten. Sie hatte eine ungeheuere Strahlungskraft, dieses Sendungsbewusstsein in anderen zu wecken. Um ein Leben jahrelang in Gemeinschaft zuzubringen, ist viel persönliche Ausbildung notwendig. Wohl war die Ausbildung der Schwestern stets ein Hauptanliegen Mutter Teresas, sie hat aber dabei alle Akzente auf die spirituelle Motivation gesetzt und die menschlichen, psychologischen und sozialen Bedürfnisse zu wenig beachtet. Die Situation wurde durch die rasche Ausbreitung der Arbeit noch erschwert, mehr Kräfte waren nötig – sie freute sich über die wachsende Zahl der Novizinnen. Aber man kann sich leicht vorstellen, dass bei über hundert Novizinnen in dem engen Haus in Calcutta die persönliche Sorge für die Einzelnen zu kurz kam. Es ist verständlich, dass im letzten Generalkapitel, in dem sie ihr Amt niederlegte (1997), die Notwendigkeit geplanter Kurse besonders für Oberinnen betont wurde.

Es ist also offenbar, dass Mutter Teresa in der Verwirklichung ihres Charismas in der organisierten Gemeinschaft auf Schwierigkeiten stieß. So ist es in jeder Ordensgemeinschaft, so ist es in der Kirche selbst: Jesu Botschaft vom weltweiten Reich Gottes kann immer nur anfanghaft, unvollkommen in der Kirche realisiert werden. Sie ist „Keim und Anfang dieses Reiches auf Erden“ (LG 5). Es ist Aufgabe jeder Generation, neu an seiner Verwirklichung zu arbeiten.